

„Wer unter euch allen der Kleinste ist, der ist groß“ (Lk 9,48)

Wettbewerb im Widerspruch zum christlichen Verständnis des Menschen?

Bernhard Laux

Biblische Perspektive – Umsturz der Verhältnisse

Sprüche, in denen von den Ersten und Größten – und von denen, die es werden wollen – verlangt wird, Letzter, Diener oder Sklave der anderen zu werden, treten in den synoptischen Evangelien in siebenfacher Variation und in verschiedenen Kombinationen auf. (Mk 9,35; 10,41-45; Mt 18,4; 20,25-28; 23,11; Lk 9,48d; 22,24-27). Dieser Befund signalisiert das Interesse, das die überliefernden Gemeinden an der Aussagen dieser Sprüche hatte.

Ich trage einmal die Komposition von Mk 10,43f vor: „Ihr wisst, dass die, die als Herrscher gelten, ihre Völker unterdrücken und die Mächtigen ihre Macht über die Menschen missbrauchen. Bei euch aber soll es nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener sein, und wer bei euch der erste sein will, soll der Sklave aller sein.“ Das Johannes Evangelium kennt diesen Spruch nicht, hat aber eine Symbolhandlung, die mit diesem Spruch vergleichbar ist: Jesus wäscht seinen Jüngern den Dreck der Straße von den Füßen.

Dass dieser Spruch so begierig aufgegriffen und auf die Gemeindesituation bezogen wird, hat natürlich damit zu tun, dass sich auch in den frühen Gemeinden Fragen der Hierarchie, des Dienens und des Herrschens, des Wettbewerbs um Status und Position stellten. „Diese Sorge um den rechten Umgang mit der Macht in der Kirche – auch Vollmacht ist Macht – hat auch die Urkirche ... bewegt.“ (Kardinal Lehmann) Hinzu kommt, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse der antiken Gesellschaft, die ja von extremer Ungleichheit gekennzeichnet sind, in die Gemeinde hineinschlagen, wo es nun Sklaven und Herren gibt, die sich hier andererseits als Christen begegnen.

Die Fragen vom Dienen und Herrschen stellen sich auch in der heutigen kirchlichen und gemeindlichen Situation. Allerdings sehen wir, dass es bei uns kein Herrschen mehr gibt, nur noch Dienst weit und breit – Dienst überall in Staat und Kirche. Die Spruchgruppe vom Dienen und Herrschen fordert allerdings nicht die Umetikettierung von Herrschaft, sondern deren Abschaffung, zumindest Veränderung. „Bei euch aber soll es nicht so sein.“ (Es war befreiend, dass Kardinal Lehmann bei der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischöfe in seiner Predigt zu dieser Spruchgruppe nicht nur über Macht in der Gesellschaft, sondern auch über Macht in der Kirche gesprochen hat. Dies war und ist ja zu machen Zeiten und Orten ein Tabu. Da wird ein Machtwort gesprochen: in der Kirche gibt es keine Macht. Dies verhinderte die Ent-

wicklung einer innerkirchlichen, christlichen Machtethik. Noch einmal Kardinal Lehmann: „Es ist nicht gut, Macht zu leugnen, wenn man sie hat.“)

Wenn also diese Sprüche vom Herrschen und Dienen, vom Erster und Letzter sein, von den Evangelisten und den frühchristlichen Gemeinden so begierig aufgenommen wurden, weil sich mit ihnen Fragen der frühen Gemeindeordnung reflektieren ließen, so ist die Gemeindemahnung doch nicht der ursprüngliche Ort dieser Sprüche.

Schauen wir einfach mal auf das Magnifikat: „Er vollbringt mit seinem Arm machtvolle Taten: Er zerstreut die im Herzen voll Hochmut sind; er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen.“ (Lk 1, 51-53) Es gibt eine im Alten Testament und Judentum nachweisbare Erwartung der Umkehrung der bestehenden Verhältnisse. Die Hoffnung auf eine Umkehrung oder Aufhebung bestehender Unrechtsverhältnisse gründet im Glauben an Jahwe, der in seinem Gerichtshandeln Armen und Unterdrückten ihr Recht verschafft. Das Magnifikat nimmt in seinen zahlreichen alttestamentlichen Anspielungen diese Hoffnung auf.

Ebenso ist die Verkündigung Jesu von dieser Perspektive geprägt. Im Reich Gottes ist es mit den bisherigen Herrschaftsverhältnissen zu Ende (wie auch die Seligpreisungen deutlich machen).

Der Spruch „Die Ersten werden die Letzten, die Letzten die Ersten sein“ gibt der dargestellten alttestamentlich apokalyptischen Erwartung prägnanten Ausdruck. Im Horizont des bevorstehenden Herrschaftsantritts Gottes, im Horizont des von Jesus angekündigten, aber auch mit ihm bereits begonnenen Reiches Gottes, das die endgültige Umwertung jetzt gültiger Werte und die unumkehrbare Umkehrung der gegenwärtigen verkehrten Verhältnisse bringt, wird das Unrecht und die Widergöttlichkeit herrschender Verhältnisse aufgedeckt. Im Zeichen des kommenden Weltgerichts bekommt diese Forderung ihren Ernst und ihre Dringlichkeit. Die

S.12

mit dem Reich Gottes verheißene Freiheit, Gerechtigkeit, Herrschaftslosigkeit ist aber nicht nur eine zukünftige Verheißung, sondern zugleich ein ethisches Programm für die, die sich auf die Basileia-Botschaft einlassen und seinem Ruf zur Umkehr folgen. Die Umkehrung der Verhältnisse ist so nicht etwas, was nur kommen wird, sondern auch etwas, was im Handeln jetzt schon angefangen werden muss und damit auch jetzt schon ansatzweise Wirklichkeit werden kann.

Nur – einfach eine Umkehrung der Verhältnisse kann es ja auch nicht sein. Wenn die Ordnung gewissermaßen bestehen bleibt und nur die Positionen vertauscht werden, die Unteren kommen nach oben und die Oberen kommen nach unten, dann ist das letztlich kein Fortschritt, die Verhältnisse werden nicht umgekehrt, sondern mit anderer Besetzung fortgeschrieben.

In seiner paradoxen, subversiven Struktur blockieren gerade die Sprüche vom Erster und Letzter sein, vom Dienen und Herrschen eine solche revolutionäre Umkehrung und damit nur Perpetuierung der Herrschaftsverhältnisse. Denn der Spruch kann ja nicht – entgegen dem ersten Anschein – als Gebrauchsanleitung gelesen werden, wie man nun auf christlich geschickte Weise Erster werden kann. Unserer Sprache heute fehlt ein wenig das Gespür für die Radikalität der Aussage. Herrschen geschieht nur so, dass sie in der Form des Dienens auf allerunterstem Level stattfindet, als Sklave, was absolute Rechts- und Würdelosigkeit bedeutet.

Die Sprüche vom Dienen und Herrschen haben gewiss auch eine tiefe spirituelle Dimension, zumal sie bereits in den Evangelien in Bezug zu Leiden und Kreuz Jesu Christi gestellt werden, der sich zum Letzten macht. Aber sie haben auch und – von ihrem Entstehungskontext her primär – eine soziale Dimension. Es geht um die Gestaltung sozialer Verhältnisse in Gesellschaft und Kirche, in Staats- und Gemeindeordnung, die von einem solchen Umgang geprägt sind, dass Dienen und Herrschen nicht mehr auseinander zu halten sind, dass es also Herrschen nicht mehr gibt.

Dem Wettstreit um Prestige, um Positionen und um Ressourcen wird eine deutliche Absage erteilt im Sinne einer Umkehrung der Verhältnisse: Herrschaft gibt es nicht, nicht mehr Vorrang und Hierarchie – das ist die Vision.

Mit der Aussage, dass Wettbewerb ein „Lebensprinzip“ ist, verträgt sich die biblische Botschaft nicht recht.

Spannung zwischen dem Wettbewerbs- und dem Liebesprinzip

Zwischen dem Wettbewerbs- und dem Liebesprinzip gibt es fundamentale Differenzen im Sozialbezug und Menschenverständnis.

Grundgebot der christlichen Ethik ist: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ Oder in einem Übersetzungsvorschlag von Erich Zenger: „Du sollst deinen Nächsten lieben. Er ist wie du.“ Der Grundgedanke der biblischen Ethik und Intention letztlich aller Moral (ich verweise insbesondere auf den kategorischen Imperativ bei Kant) ist die Anerkennung des anderen als Wesen von gleichem Wert und gleicher Würde, das sich in unserem gegenseitigen Handeln zu manifestieren hat. Ich kann nicht etwas für mich beanspruchen, was ich ihm nicht zugestehen würde. Ich kann mir nicht Rechte herausnehmen, die für andere nicht gelten.

Das Liebesgebot ist kein Emotionalitätsgebot – gerade nicht in der jüdischen Tradition. Ich muss nicht alle anderen mögen (das liegt ein Stück außerhalb des uns verfügbaren), aber ich muss ihnen in meinem Handeln gerecht werden in ihrer Gleichheit.

Das Wettbewerb-Prinzip bringt demgegenüber ein doch nahezu konträres Prinzip zum Ausdruck: das kompetitive Prinzip des Mehr oder Weniger, ein Hierarchieprinzip, ein Ungleichheitsprinzip. Es geht ausdrücklich nicht um die Gleichheit: ich will vor dem anderen sein oder über ihm; ich will mehr von den knappen Gütern haben, mehr Ansehen, mehr Geld, ein besseres Auto.

Wettbewerbliches Handeln ist dementsprechend zunächst einmal ein eigeninteressiertes Handeln. Es geht – in der *Motivstruktur* – darum den eigenen Nutzen zu mehren. Das Handlungsmuster entspricht dem Handlungsmodell des homo oeconomicus, der ohne Bosheit und Liebe seinen Nutzen zu optimieren sucht.

Die Frage, ob diese Handlungsweise vielleicht – obwohl nicht altruistisch gemeint – trotzdem Nutzen für andere bringt bzw. bringen kann, will ich zunächst offen lassen und später diskutieren.

Hier will ich zunächst nur die Spannung zum Handlungsmodell der Liebe benennen, das biblisch ausgezeichnet ist: so soll man Handeln.

Biologisch bestimmt oder kulturell geformt?

Ich teile durchaus die Annahme, dass in der – im Evolutionsprozess geprägten – Antriebsstruktur des Menschen Wettbewerb angelegt ist. Sich von den knappen Gütern einen möglichst großen Anteil zu sichern, in der Gemeinschaft anerkannt zu werden, ja an der Spitze zu stehen, das verbessert die eigenen Überlebens- und Lebensmöglichkeiten (und die Weitergabe der eigenen Gene).

Nur sind die Strukturen des menschlichen Antriebsystems und die Strukturen der Ethik zu unterscheiden. Dass etwas der biologischen Antriebsstruktur entspricht,

heißt nicht notwendig, dass es gut ist bzw. dass es auf der Ebene unseres sozio-kulturellen Entwicklungsstandes noch gut ist. Drei Überlegungen:

1. Unsere Lebens- und Überlebensmöglichkeiten als soziale und kulturelle Lebewesen beruht nicht nur darauf, dass wir unseren biologisch gegebenen Antrieben gerecht werden, sondern auch, dass wir sie transzendieren und u.U. auch korrigieren. Wir leben nicht nur im Haus der Natur, sondern auch und vor allem im Haus der Kultur: Die Natur bildet das Fundament auf dem aufgebaut wird.

Die Anthropologie von Arnold Gehlen setzt daran an, dass wir biologisch nicht hinreichend definiert, sondern kulturfähig und -bedürftig ist. Wir ergänzen nicht nur Natur, sondern überformen sie auch. Selbst an einem so stark biologisch bestimmten Sachverhalt wie Hunger bzw. Nahrungstrieb sehen wir, dass die Mahlkultur diesen Trieb überformt; wir essen nicht nur in einer bestimmten Weise; wir essen auch nicht einfach, wann wir Hunger haben, sondern es gibt Essenzeiten, ja es gibt sogar Fastenzeiten, Hungerstreik etc. Bei der Sexualität ist die kulturelle Formung noch viel deutlicher: Kultur ergänzt Natur, aber gestaltet sie auch. Wir sind evolutionärem Erbe nicht nur ausgeliefert.

Oder nehmen wir die Unterscheidung von Wünschen erster und zweiter Ordnung beim Philosophen Harry Frankfurt. Nach Frankfurt zeichnen sich Personen gegenüber anderen Lebewesen nicht dadurch aus, dass sie Wünsche und Bedürfnisse haben, sondern dadurch, dass sich auch Wünsche bezüglich dieser Wünsche und Bedürfnisse entwickeln. Wir haben also nicht nur Wünsche und Bedürfnisse, denen wir folgen, sondern wir können den Wunsch haben, einen bestimmten Wunsch nicht zu haben, oder wir können uns wünschen, dass wir einen Wunsch – den wir gerade nicht haben – hätten. Wir sind also fähig, uns unseren Antrieben, Bedürfnissen und Wünschen gegenüber zu distanzieren und in unseren Bedürfnissen und Antrieben anders sein zu wollen. D.h. Menschen können Urteile über die Wünschbarkeit von Wünschen und Bedürfnissen treffen und deren Wert und Qualität bewerten. Sie sind in der Lage ihre Wünsche und Bedürfnisse nach Kategorien einzuteilen und sie qualitativ zu bewerten. In diesen Wertungen kommt zum Ausdruck – oder vielleicht stärker wird definiert – was für eine Art von Person wir sein wollen, welche Seinsweise wir in der Welt verkörpern wollen. Dies setzt die Idee der Wandelbarkeit und Gestaltbarkeit der Wünsche und Bedürfnisse erster Ordnung voraus. Wertungen zweiter Ordnung können sich nicht an den Wünschen erster Ordnung orientieren (wohl aber sind diese natürlich zu berücksichtigen). Während Wünsche erster Ordnung das beinhalten, was wir gerne tun möchten, geben Wertungen der zweiten Ordnung Auskunft über darüber, wie wir leben wollen, was wir sein wollen, indem sie zum Ausdruck bringen, was es wert ist, getan oder erstrebt zu werden.

2. Ein Argument ganz anderer Art für die Behauptung, dass erst die Abweichung von der Orientierung am eigenen Vorteil besseres Leben ermöglicht – und zwar mir und allen anderen – wird in der Ökonomie in den spieltheoretischen Analysen zu Dilemmasituationen reflektiert. Orientierung am eigenen Vorteil führt häufig zu suboptimalen Ergebnissen für alle Beteiligten; verlässliche Kooperation – ethisches Handeln – führt zu einem besseren Ergebnis – zu einem höheren Vorteil für mich und für die anderen. Die Mutter aller spieltheoretischen Dilemmasituationen ist das „Gefangenendilemma“. Moral wird hier als Vorteilsgeschäft gesehen, verlässliche Kooperation als Möglichkeit eines reicheren und besseren Lebens. Dies Modell erfordert allerdings einen Ausstieg aus der Wettbewerbslogik – und nicht nur eine aufgeklärtere Anwendung der Wettbewerbslogik mit längerem Zeithorizont, weil das System des Eigennutzes über „Trittbrettfahrer“ zum Zusammenbruch führen würde. Trittbrettfahrer der Moral spekulieren darauf, dass das günstigste Ergebnis für mich sich einstellt, wenn sich alle an die Regeln halten – nur ich nicht.

3. Natürlich will ich gerne zugestehen, dass ein Absehen von evolutionär ererbten Antriebsstrukturen und ein permanentes Hintanstellen der eigenen Interessen und Bedürfnisse auch zu einer moralischen Überforderung oder zu einer „repressiven“ Moral – wie das zu 68er Zeiten hieß – führen kann. Moral wird nicht dadurch zur Moral, dass sie viel kostet – aber es kann auch nicht gewährleistet werden, dass was sich rechnet, moralisch ist.

Wettbewerb – sozial förderlich?

Es könnte nun allerdings sein, dass Wettbewerb nicht deswegen positiv zu werten ist, weil er in der menschlichen Antriebsstruktur grundgelegt ist, sondern weil er sozial sinnvoll oder förderlich ist.

Man kann sich dies in grundlegender ethischer Reflexion verdeutlichen mit John Rawls und seiner „Theorie der Gerechtigkeit“. Aus unparteilicher Perspektive ist eine Gesellschaft angebracht, die grundlegende Güter gleich verteilt. John Rawls illustriert dies, indem er eine ursprüngliche Gesellschafts-Vertrags-Situation imaginiert, in der die erforderliche Unparteilichkeit durch den „Schleier des Nichtwissens“ abgebildet wird. In diesem Gedankenmodell überlegen Menschen sich, wie sie ihre Gesellschaft gestalten wollen. Sie wissen aber nicht, welchen Platz sie in dieser Gesellschaft einnehmen werden und welche gesellschaftsrelevanten Eigenschaften sie haben: Ob sie Mann oder Frau, klug oder dumm, Deutsche oder Ausländer, mehr oder weniger leistungsfähig sind. Wenn diese Menschen nicht gerade Hochrisiko-Zocker sind, dann werden sie sich für eine Gesellschaft entscheiden, bei der die grundlegenden Güter gleichverteilt sind. Denn es wäre natürlich äußerst ungünstig, wenn man eine extrem ungleiche Gesellschaftsordnung konzipieren würde und dann am unteren Ende dieser

Gesellschaft „aufwacht“. Deswegen postuliert John Rawls in seinem ersten Gerechtigkeitsgrundsatz:

„Jedermann soll gleiches Recht auf das umfangreichste System gleicher Grundfreiheiten haben, das mit dem Gleichheitssystem für alle anderen verträglich ist.“ (81)
Hier werden also gleiche Grundrechte, insbesondere Freiheitsrechte festgehalten.

Aber es gibt einen zweiten Gerechtigkeitsgrundsatz: „Soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten sind so zu gestalten, dass (a) vernünftiger Weise zu erwarten ist, dass sie zu jedermanns Vorteil dienen und (b) sie mit Positionen und Ämtern verbunden sind, die jedem offen stehen. (81)

Dieser zweite, sich am Maximin-Prinzip orientierende Grundsatz, lässt also Ungleichheit zu, möglicherweise sogar große Ungleichheit, sofern diese Ungleichheit die Position der unten Stehenden absolut gesehen verbessert, auch wenn sie sich relativ verschlechtern. Die Ungleichheit wird zugelassen, wenn Effizienzgewinne dieser Ungleichheit dazu führen, dass sich die Position der am schlechtesten Gestellten durch diese Ungleichheit verbessert. Eine weitere Bedingung für die Zulassung von Ungleichheit ist, dass die Positionen und Ämter (und natürlich gerade die besseren Positionen und Ämter) allen offen stehen und nicht vererbt werden oder an Geburtseigenschaften gebunden sind.

Kehren wir zum Wettbewerb zurück: Die Existenz besonders attraktiver Positionen und Lebenslagen in unserer Gesellschaft und das individuelle Bemühen diese Position selbst einzunehmen

(und sie nicht altruistisch anderen zu überlassen), kann also in seinen Wirkungen durchaus altruistisch sein, weil es auch dem Nächsten, der diese Position nicht bekommt – vielleicht überhaupt keine Chancen auf diese Position hat – nützen kann, wenn diese Positionen von den Leistungsfähigsten besetzt sind.

Ich will allerdings betonen, dass dies Bedingungen sind, wann Ungleichheit legitimiert ist. Es ist nicht gesagt, dass Ungleichheit solche Wirkungen erbringt, insbesondere dass eine spezifische, konkrete, historische Form von Ungleichheit diese Wirkungen hat. Mit dem zweiten Gerechtigkeitsgrundsatz von Rawls ist es also nicht schon jede Ungleichheit legitimiert und es bleiben Zweifel, ob die gegenwärtige Form der Gesellschaft und insbesondere der Wirtschaftskonstruktion den Bedingungen von Rawls genügen. (Gerade was die Zugangschancen zu den Positionen und Ämtern betrifft, die – Stichwort PISA oder Erbschaftssteuer – in Deutschland eher stark vererbt werden, sind Zweifel angebracht.)

Ich will abschließend auf den wirtschaftlichen Wettbewerb eingehen.

5. Marktwirtschaft – ein spezifisches Wettbewerbsmodell

Das Christentum hat sich mit der modernen – d.h. kapitalbestimmten markt- und wettbewerbsorientierten – Wirtschaft schwer getan. Das hängt damit zusammen, dass das Christentum in seiner Ethik im Wesentlichen auf die Gesinnung, auf die Tugenden konzentriert war und weithin auch ist. Die Gesinnungsethik des Christentums tut sich mit der Logik kapitalistischer Marktwirtschaft schwer. Individuelles Nutzenkalkül, egozentrische Interessenverfolgung, rivalisierende Durchsetzung, die das Muster individueller Handlungsorientierung unter Wettbewerbsbedingungen beschreiben, sind schlecht vereinbar mit Motiven, die das Handeln von Christen im Umgang mit Menschen auszeichnen sollen. Gesinnungsethisch ist die Wettbewerbswirtschaft also problematisch. Am radikalsten bringt dies Franz Segbers zum Ausdruck, wenn er beschreibt, dass mit der modernen Wirtschaft die Wandlung eines Lasters zu einer Tugend einhergeht: Habsucht war früher Laster und ist heute Tugend.

Die ethische Reflektion der Marktwirtschaft muss sich jedoch auch und vor allem auf die Strukturen, d.h. die Verknüpfungsmechanismen von Handlungseffekten, richten. Denn die Erwerbswirtschaft beruht gerade darauf, dass Handlungsintention und Handlungsfolgen **systematisch** entkoppelt sind. Der vielzitierte Satz von Adam Smith bringt es auf den Punkt: „Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers oder Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, dass sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschen-, sondern an ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil.“ (Der Wohlstand der Nationen, 1776/1990, S.17).

Man darf die Marktwirtschaft als Wohlfahrtsinstrument verstehen, da es für die Koordination des Wirtschaftshandelns keine andere Möglichkeit gibt, als diese vom Markt koordinieren zu lassen. Alle anderen Kommunikationsmechanismen wären restlos überfordert. Man sieht allerdings auch das Leid, das mit der Marktwirtschaft wie wir sie haben, einhergeht. (Arbeitslosigkeit bei uns, Verelendung und absolute Verarmung in anderen Erdteilen). Die Frage allerdings, die sich stellt ist: Besteht dieses Leid trotz oder wegen des marktgesteuerten Wettbewerbs? Kann man das Leid, das mit der Marktwirtschaft einhergeht, der Marktwirtschaft kausal zurechnen?

Es gibt hier extrem divergierende Bewertungen: Marktwirtschaft kann verstanden werden als „Menschenopfer fordernder Götze“, wie in der Theologie der Befreiung formuliert wird; andere – wie Karl Homann – sehen den Kapitalismus als „Option für die Armen“. Er formuliert auch: „Wettbewerb ist solidarischer als Teilen. Märkte sind die effizientere Form der Caritas.“

Wir werden diese Frage heute nicht lösen können; ich lasse sie in Frageform stehen.

Schlussresümee

Ich gehe noch einmal zu Adam Smith zurück: „Dies sind die Nachteile kommerzieller Gesinnung. Der Geist der Menschen wird eingeengt und unfähig, sich zu erheben, Bildung wird gering geschätzt und gegebenenfalls vernachlässigt, heroische Gesinnung wird beinahe gänzlich erstickt.“

Wenn ich die beiden Zitate von Adam Smith zusammennehme, dann komme ich zu einer Bewertung, die sich vielleicht als Schlussresümee eignet: Wettbewerb ist ein unverzichtbarer Handlungsmodus, aber das letzte Wort kann er nicht haben. Das Wettbewerbsmotiv braucht eine Einbettung und Begrenzung. Auf der Ebene der Person, ihrer Motive und Intentionen muss konkurrierendes Handeln mehr als nur ein Gegengewicht durch ein Handlungsmuster, das durch Egalität und Wohlwollens für den Anderen ausgezeichnet ist, finden. Es muss umgekehrt sein: Wettbewerb muss sich einordnen in das übergreifende Handlungsmuster, das im Gebot „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ seine Kennzeichnung findet, und sich von ihm her begründen lassen. Es ist dem Muster des Altruismus und der Egalität nachzuordnen, wenn wir eine Welt haben wollen, in der der Mensch dem Menschen ein Mensch ist.

In der Sozialstruktur, insbesondere im Bereich machtorientierter Politik und geldorientierter Wirtschaft hat das Wettbewerbsmotiv einen legitimen Ort, braucht aber einen Rahmen, der dieses wettbewerbliche Handeln strukturiert, korrigiert und begrenzt. Wettbewerb braucht hier – wie ein Atomkraftwerk – ein Containment, innerhalb dessen es seine produktive Kraft entfalten kann. Die soziale Marktwirtschaft ist ein sol-

cher Rahmen, sofern das Adjektiv sozial nicht schleichend in seinem Gehalt ausgehöhlt wird.

Wettbewerb als Handlungsprinzip aus christlicher Sicht also ja. Aber ein- und untergeordnet unter das Handlungsprinzip der Egalität, der Gleichheit und des Wohlwollens füreinander. In diesem Sinn und in dieser Stellung ist es mit der Reich Gottes Botschaft vereinbar und kann als Element beitragen zur Gestaltung einer humanen und gerechten Gesellschaft.